

# Zur Notwendigkeit der Förderung von Hochbegabten zwecks Erbringung geistiger Spitzenleistungen

Claus D. Volko, 22. September 2018

Übersicht:

- Allgemeine Beobachtungen
- Eine spezielle Lebensgeschichte
- Im Vergleich: Fields-Medaillen-Gewinner
- Das Elend der Hochbegabtenförderung in Österreich
- Was sich ändern muss

## Allgemeine Beobachtungen

Seit mehr als 16 Jahren bewege ich mich im Umfeld diverser Hochbegabtenvereinigungen. Anfangs war ich nur Mitglied bei Mensa; inzwischen bin ich bei zahlreichen, meist informellen und internationalen Vereinigungen dieser Art dabei und aus Frustration über das mangelnde Verständnis der Mensa-Mitglieder für die Problematik, von der dieser Aufsatz handeln wird, aus Mensa wieder ausgetreten.

Schon vor dieser Zeit hatte ich mit hochbegabten Menschen zu tun. Ich war regelmäßiger Autor von Fachartikeln für deutsche Computerzeitschriften und stand dadurch mit mehreren hochintelligenten Menschen in Kontakt – freilich hauptsächlich solchen, deren Interessen sich im Wesentlichen auf die „Computerei“ beschränkten. Auch in der so genannten Demoszene (entgegen gewisser Assoziationen, die sich beim ahnungslosen Laien zunächst aufdrängen, handelt es sich dabei um eine internationale Gemeinschaft, die sich vornehmlich mit Computerkunst beschäftigt) hatte ich mit zahlreichen Hochbegabten zu tun. Dabei handelte es sich um solche, die sich nicht nur durch einen hohen Score im Intelligenztest auszeichneten, sondern die wirklich etwas konnten, sei es auf dem Gebiet der Programmierung, des Zeichnens oder der Komposition von Musik. Viele meiner Bekannten waren zwischen fünf und zehn Jahre älter als ich. Aus einigen von ihnen sind inzwischen Universitätsprofessoren geworden.

Der große Unterschied zwischen diesen Leuten, die ich zum Großteil schon vor meinem Beitritt zum Verein Mensa kannte, und denen, die ich danach in den diversen Hochbegabtenvereinigungen kennenlernte, bestand darin, dass erstere Gruppe tatsächlich über erkennbare Kenntnisse und Fähigkeiten verfügte, die mir außergewöhnlich vorkamen, während zweite Gruppe zwar das gemeinsame Merkmal aufwies, in mindestens einem Intelligenztest hervorragend abgeschnitten zu haben, meiner Wahrnehmung nach sich aber ansonsten durch nichts von der Normalbevölkerung abhob. Woran mochte das liegen?

Inzwischen glaube ich zu wissen, dass die Ursache für diese Unterschiede in der Einstellung des Elternhauses zu ihren Kindern lag. Vor allem dürfte es daran gelegen haben, ob die Eltern auf Bildung und Ausbildung ihrer Kinder Wert gelegt haben oder nicht. Bei der einen Gruppe sind die Anlagen optimal gefördert worden, bei der anderen nicht. Deutlich erkennbar ist auch, dass die Motivation für Erwachsene, Fähigkeiten zu entwickeln, die von den Eltern vernachlässigt worden sind, ganz allgemein sehr gering ist. Folglich ist klar: Wenn man will, dass aus seinen Kindern etwas Besonderes wird und sie in ihrem Leben außergewöhnliche (geistige) Leistungen erbringen, muss man sie fördern! Dass freilich nicht alle Eltern über die gleichen Möglichkeiten verfügen, ihre Kinder zu fördern, ist eine andere Sache.

Ich möchte an einem konkreten Beispiel zeigen, dass man seine Kinder nicht genug fördern kann – nämlich an meiner eigenen Biografie, die ich anschließend mit den Lebensgeschichten von Trägern der Fields-Medaille vergleichen werde. Dieser Aufsatz stellt ein Plädoyer für Hochbegabtenförderung dar. Er möchte wachrütteln und kommt leider nicht umhin aufzuzeigen, dass das, was in Österreich gemeinhin unter „Hochbegabtenförderung“ verstanden ist, gar keine solche in meinem Sinne ist.

### Eine spezielle Lebensgeschichte

Ich wurde 1983 als Sohn einer Volksschullehrerin und eines Ingenieurs geboren. Meine Eltern hatten sich einen Sohn gewünscht, und dieser Sohn sollte im Idealfall Arzt werden. Als Kind ließ man mich teilweise machen, was ich wollte, wie dies auch bei anderen Kindern üblich war. Ich sah vor allem fern und las Comic-Zeitschriften. Meine Eltern bemühten sich aber auch, mir frühzeitig Wissen und Können zu vermitteln. Dabei war zunächst auffällig, dass ich keinerlei Interesse an handwerklichen Tätigkeiten zeigte; ich trieb meinen Vater zur Verzweiflung, weil ich mich weigerte, mir Handgriffe und ähnlich „praktische“ Dinge einzuüben. Anfangs hatte ich offenbar auch kein Interesse daran, Bücher zu lesen; jedoch fiel es mir leicht, lesen und schreiben zu lernen. Es sind von mir vor meiner Einschulung verfasste Schriftstücke erhalten, die belegen, dass ich bereits damals die deutsche Grammatik und Rechtschreibung nahezu einwandfrei beherrschte. (Ich wurde kurz vor meinem sechsten Geburtstag eingeschult.)

Da ich Arzt werden sollte, versuchte mir mein Vater schon, als ich noch Volksschüler war, mir diesen Beruf schmackhaft zu machen; doch ich zeigte keinerlei Interesse und war auch nicht bereit, die mir angebotenen Lehrbücher der medizinischen Physik und der Zellbiologie zu studieren. Wesentlich größeres Interesse hatte ich an Computern. Unter anderem las ich regelmäßig Computerzeitschriften und skizzierte Entwürfe eigener Computerspiele. Als Achtjähriger begann ich, mir mit Hilfe von Zeitschriften und Büchern das Entwickeln von Computerprogrammen selbst beizubringen; im Alter von zwölf Jahren verfasste ich einen Programmierkurs für die Sprache QBasic, der in mehreren deutschen Computerzeitschriften abgedruckt wurde, durch das Internet einen äußerst hohen Verbreitungsgrad im deutschen Sprachraum erreichte und heute, im Jahr 2018, 22 Jahre nach seiner Veröffentlichung, immer noch als Standardwerk gilt. [1]

Da mein Vater aufgrund der allgemeinen Erfahrungen mit Schulkindern Sorge trug, dass das Schulfach Mathematik für mich eine Hürde darstellen könnte, entschloss er sich, mich speziell auf diesem Gebiet zu fördern. So brachte er mir, als ich acht Jahre alt war, fast den gesamten Stoff bei, den man am Gymnasium in Mathematik lernt, bis auf die Geometrie. Als Achtjähriger beherrschte ich in Folge dessen unter anderem bereits die Differentialrechnung. Mir hat diese Art von Förderung große Freude bereitet. Leider waren die Mathematik-Kenntnisse meines Vaters als Ingenieur zwar überdurchschnittlich, aber dennoch ziemlich begrenzt. Hätte ich in derselben Intensität Förderung auf Hochschulniveau bekommen, hätte ich wahrscheinlich schon vor meinem 14. Geburtstag über das Wissen und Können eines Diplom-Mathematikers verfügt.

In der Schule galt ich allgemein als „gescheit“, aber erst, als ich im Alter von 13 Jahren ohne jegliche Vorbereitung im „7. Wiener Mathematik- und Denksport-Wettbewerb“ den zweiten Platz erreichte, nahmen meine Lehrer das Wort „hochbegabt“ in den Mund. In diesem Wettbewerb hatte ich den ersten Platz nur deshalb verfehlt, weil mir ein Rechenfehler unterlaufen war; grundsätzlich hatte ich aber für sämtliche Beispiele den richtigen Lösungsweg gefunden.

Noch vor meinem 18. Geburtstag bestand ich die Matura mit einem Notendurchschnitt von 1,0. Dennoch fühlte ich mich nicht optimal gefördert; anstatt mir mehr über Mathematik beizubringen, hatte sich mein Vater in den letzten Jahren weitgehend darauf beschränkt, sich mit mir über Politik

zu unterhalten. Da ich mir das Programmieren selbst beigebracht und somit keine richtige Ausbildung darin hatte – ich hatte nicht einmal Bekannte oder Verwandte, die programmieren konnten, abgesehen von meinen Brieffreunden; die meisten meiner Mitschüler, die zwar einige Jahre später als ich, aber immerhin doch noch vor ihrem 14. Geburtstag mit dem Programmieren angefangen hatten, verfügten über Verwandte, meist Väter oder Geschwister, die bereits programmieren konnten und ihnen viele Dinge beibrachten -, glaubte ich, vor allem gegenüber HTL-Absolventen im Nachteil zu sein. Deswegen gab ich mein ursprüngliches Vorhaben, gleich nach der Matura Informatik zu studieren, zunächst auf und schrieb mich für Medizin ein, wie es meine Eltern gewollt hatten. Als sich aber zeigte, dass mir das reine Auswendiglernen, wie es im Medizinstudium über weite Strecken notwendig war, nicht liegt und meine Eignung für den Arztberuf aufgrund meines geringen Interesses an handwerklichen Tätigkeiten ohnehin zu bezweifeln war, fing ich nach drei Jahren parallel auch ein Studium der Informatik an.

Durch den zu Beginn des zweiten medizinischen Fachsemesters bestandenen Mensa-Aufnahmetest wurde schließlich verifiziert, dass ich tatsächlich hochbegabt war. Wie sich später in speziellen Tests zeigte, dürfte es sich dabei besonders im logisch-mathematischen Bereich nicht nur um eine „leichte“, sondern sogar um eine äußerst stark ausgeprägte Hochbegabung handeln – teilweise habe ich IQ-Werte von über 170 erreicht! [2] Da ich aber die Einstellung hatte, ein einmal begonnenes Studium auch erfolgreich zum Abschluss bringen zu wollen, kam ich nicht auf den Gedanken, mein Medizin- und Informatikstudium aufzugeben, um statt dessen Mathematik zu studieren.

Schließlich machte ich meinen Doktor in Medizin und schloss das Informatikstudium mit dem Titel Diplom-Ingenieur ab (und sogar mit Auszeichnung).

Nach vier Jahren erfolgreicher Berufstätigkeit in der Software-Entwicklung hatte ich, kurz vor meinem 35. Geburtstag, den Einfall, ich sollte mich vielleicht doch mit Mathematik beschäftigen – schließlich verfügte ich ja offenbar über das nötige Talent. Meine Hauptmotivation bestand darin, dass ich im Jahr 2022 noch die letzte Chance hätte, eine Fields-Medaille zu gewinnen. Durch die Website [unsolvedproblems.org](http://unsolvedproblems.org) kannte ich einige ungelöste Probleme der Mathematik, und es machte mir Spaß, mir über diese gelegentlich Gedanken zu machen. Ob ich mich mit der Materie systematischer und ernsthafter auseinandersetzen sollte? Allerdings war mir klar, dass ich dabei nicht aus den Augen lassen durfte, dass ich berufstätig und es notwendig war, dass ich einen Teil meiner Freizeit für die berufliche Weiterbildung verwendete.

So kam ich auf die Idee, den Werdegang zweier Träger der Fields-Medaille zu studieren – konkret den meines Landsmanns Martin Hairer sowie den von Frau Mirzakhani. Dabei machte ich große Augen.

Im Vergleich: Fields-Medaillen-Gewinner

Zunächst gebe ich offen zu: Als ich in der Wikipedia las, womit sich die genannten Mathematiker beschäftigt hatten, verstand ich nur Bahnhof. Zwar war mein Informatikstudium sehr mathematisch orientiert und äußerst theorielastig; ich hatte mich auf Algorithmen, formale Logik und theoretische Informatik spezialisiert. Aber dieses Studium stellte eindeutig keinen Ersatz für ein Mathematikstudium dar. Das bedeutete, dass ich mir in den vier verbleibenden Jahren womöglich noch viel Wissen anzueignen haben würde, sollte ich mein Ziel ernsthaft anstreben.

Aber dann wurde mir klar, dass der Zug womöglich längst abgefahren war. Denn: Nicht erst das Studium machte den Unterschied. Hairers Vater war bereits Mathematikprofessor; offensichtlich hatte dieser die Förderung seines Sohnes ernst genommen, und aufgrund seiner Ausbildung war es ihm möglich gewesen, seinem Sohn wesentlich mehr beizubringen, als mich mein Vater lehren

konnte. Mirzakhani hingegen hatte eine spezielle Schule für besonders begabte Mädchen besucht. Auch damit konnte ich nicht mithalten. Die Schule, die ich besucht hatte, war ein reguläres Gymnasium gewesen. Die meisten meiner Mitschüler dürften einen IQ im Bereich zwischen 110 und 120 gehabt haben. Ich bin mir zwar sicher, nicht der einzige Hochbegabte in meiner Klasse gewesen zu sein (wenngleich ich der einzige Schüler war, den meine Lehrer für hochbegabt hielten), aber insgesamt werden wir vielleicht zu dritt oder zu viert gewesen sein. In einer solchen Klasse Klassenbesten zu sein ist etwas anderes als in einer reinen Hochbegabtenklasse zur Spitze zu gehören.

Frau Mirzakhani nahm zudem als Jugendliche zweimal an der Internationalen Mathematik-Olympiade teil und holte beide Male die Goldmedaille. Das ist natürlich eine gute Grundlage, wenn man ernsthaft mathematische Forschung betreiben möchte. Man hat auf diese Weise die Bestätigung, dass man zu den Besten seines Faches gehört und dass es sich lohnt, Zeit zu investieren, um noch besser zu werden.

Mir war die Teilnahme an der Mathematik-Olympiade hingegen verwehrt, weil die dazu obligatorischen Vorbereitungskurse just zu jener Stunde stattfanden, als unsere Klasse Turnunterricht hatte. Ob der Mathematiklehrer, der an unserer Schule auch für die Erstellung der Stundenpläne verantwortlich war, diese Einteilung absichtlich so vorgenommen hatte, um mir die Teilnahme an der Mathematik-Olympiade zu verunmöglichen, ist mir nicht bekannt. Wahrscheinlich handelte es sich einfach um einen „blöden“ Zufall.

Insgesamt gewann ich aber durch die Betrachtung dieser beiden Lebensläufe, dass der Niveauunterschied – zumindest hinsichtlich der Mathematik-Kenntnisse – zwischen mir und diesen beiden Personen enorm war, dass ich wahrscheinlich nicht in der Lage sein würde, meinen Rückstand innerhalb der nächsten vier Jahre aufzuholen, und dass ich möglicherweise trotz meines Talents nur geringe Chancen haben würde, die Fields-Medaille tatsächlich zu erlangen, auch deswegen, weil es bei solchen Auszeichnungen nicht nur um konkrete mathematische Leistungen geht, sondern auch die „Rahmenbedingungen“ stimmen müssen.

**Meine Konklusion: Ich bin nicht optimal gefördert worden!**

### Das Elend der Hochbegabtenförderung in Österreich

Durch meine frühere Mitgliedschaft bei Mensa weiß ich aber, dass ich insgesamt gesehen noch relativ gut dastehe. Bei Mensa habe ich viele Leute kennengelernt, die trotz Hochbegabung im Leben viel weniger erreicht haben als ich. Teilweise, weil die Hochbegabung zu spät erkannt, teilweise aber auch, weil damit auf fahrlässig unzureichende Art und Weise vorgegangen worden ist.

Ein besonders krasses Beispiel ist das einer jungen Frau, bei der die Hochbegabung schon vor Schuleintritt durch eine Psychologin festgestellt worden ist. Die Mutter gab sich mit der Diagnose zufrieden und glaubte, daraus keine Konsequenzen ziehen zu müssen; sie ging von der falschen Annahme aus, ihre Tochter werde sich ohnehin durchsetzen. Als ihre Tochter dann im Studium strauchelte und schließlich nach weniger als zwei Fachsemestern das Studium aufgab, erkannte die Mutter, dass sie sich geirrt hatte. Ich hatte schon Jahre zuvor versucht, sie über die Notwendigkeit einer Förderung aufzuklären, wurde aber beharrlich ignoriert.

Aber auch von den offiziellen Maßnahmen zur Hochbegabtenförderung, von denen ich durch meine langjährige Mitgliedschaft in diesem Verein einiges mitbekommen habe, bin ich alles andere als begeistert. Mir scheint „Hochbegabtenförderung“ in Österreich teilweise einfach

Nachhilfeunterricht für Problemschüler zu bedeuten, bei denen zufälligerweise ein hoher IQ diagnostiziert worden ist. Das Ziel: die Matura schaffen und sich in die Welt der „Normalbegabten“ eingliedern. Das ist nicht das, was ich unter Hochbegabtenförderung verstehe. Ich verstehe unter Hochbegabtenförderung die Entwicklung besonderer Talente auf höchstem Niveau.

Anscheinend liegt es in Österreich allein bei den Eltern, ihren Kindern wirklich etwas beizubringen, das über das hinausgeht, was man in der Schule lernt. Dies begünstigt natürlich Eltern mit hohem Bildungsgrad und Spezialkenntnissen. Es benachteiligt Kinder aus der Arbeiterschicht und solche, deren Eltern – aus welchen Gründen auch immer – nicht bereit sind, sich derart intensiv mit ihnen zu beschäftigen.

Diese Situation mag im Sinne konservativer Menschen sein, denen es darum geht, bestehende gesellschaftliche Strukturen aufrecht zu erhalten. Sie ist aber nicht im Sinne liberal denkender Menschen, die wollen, dass jedem die Möglichkeit gegeben wird, seine Talente zu entfalten und eine entsprechende Stellung in der Gesellschaft zu erlangen.

Was sich ändern muss

Im Grunde muss sich vor allem die Einstellung der Gesellschaft ändern: Man hat den anderen nicht nur als lästigen Konkurrenten wahrzunehmen und zu bekämpfen, sondern man hat auch Chancen darin zu sehen, wenn sich jemand entwickelt und sein Potenzial ausschöpft.

Hochbegabtenförderung ist tendenziell eine altruistische Tätigkeit, auch wenn manche dafür monetäre Vergütung verlangen. In diesem Zusammenhang ist auch zu sagen, dass in der Literatur oft zu lesen ist, dass Hochbegabte im Allgemeinen altruistischer verlangt seien als „Normalbegabte“ (siehe zum Beispiel [3]). Aufgrund meiner Erfahrungen mit Mensa wage ich diese These zwar zu bezweifeln; es könnte aber sein, dass die Mensa-Mitglieder, welche ich kennengelernt habe, in dieser Hinsicht nicht für die Gesamtheit der Hochbegabten repräsentativ sind.

Die Gesellschaft muss Altruismus jedenfalls noch lernen. So weit sind wir leider noch nicht, dass man es als eine Selbstverständlichkeit ansieht, anderen zu helfen. Gerade Hochbegabte werden von vielen aufgrund ihrer tatsächlichen oder vermeintlichen Fähigkeiten als Gefahr angesehen, weswegen man eher geneigt ist, auf eine zusätzliche Förderung zu verzichten.

Eine Gesellschaft, die zulässt, dass die Begabtesten unter ihnen dahin vegetieren wie viele, die ich in den verschiedenen Hochintelligenzvereinigungen kennengelernt habe, ist keine gut funktionierende, solidarische Gesellschaft.

Hochbegabte brauchen Förderung auch deswegen, weil es notwendig ist, dass sie eine Anleitung bekommen, wie sie vorgehen müssen, wenn sie etwas aus ihren Fähigkeiten machen wollen. Strukturiertes Vorgehen ist eine „conditio sine qua non“; nicht umsonst gibt es an Universitäten Studienpläne. Zudem ist es ab einem gewissen Alter auch schlicht und ergreifend notwendig, jemand Erfahrenen an seiner Seite zu haben, der darüber ein Urteil fällen kann, ob es sich überhaupt lohnt, die nötige Zeit und Energie in ein größeres Vorhaben zu investieren, wie es etwa ein Forschungsprojekt darstellt.

Claus D. Volko, cdvolko (at) gmail (dot) com

## Referenzen

- (1) Wikiversity, <https://de.wikiversity.org/wiki/Wikiversity:Lehrb%C3%BCcher#QBasic>
- (2) World Genius Directory, [http://psiq.org/world\\_genius\\_directory\\_geniuses/geniuses.htm](http://psiq.org/world_genius_directory_geniuses/geniuses.htm)
- (3) H. Holling, U.P. Kanning: „Hochbegabung: Forschungsergebnisse und Fördermöglichkeiten“, Hogrefe 1999